Nummer 125 Mittwoch, 28. Mai 1924

Berliner Familien-Zeitung

MORD MORD MORD MORD MORD MORD MORD MORD MORD MORD MORD

Der Impresario

Zeitgroteske von Catherina Godwin

Personen:
Dr. Werft-Wort, Conférencier und Impresario.
Mr. Bluffer, sein Propagandachef.
Mr. O'Neil, Direktor des Metropol-Gardens.
Ora, eine Rätselhafte.
Tiddy, eine Notgelockte.
Lala, eine Verschmähte.
Mr. Spleen, Gründer des Todes-Reklameinstituts.

I.

„Was soll ich noch!" rief der Verzweifelte aus, warf die Hände empor, als stemme er eine Last und brach dann kraftlos zusammen.

Im Schatten der Wand schien er nur noch ein düsteres Relief, das Schweigen lastete in dem finstern Raum und von der Straße drang das gedämpfte Orchester der Großstadt in die Mansardenwohnung hinauf.

Dieses Orchester lärmte, ohne das Einzelschicksal zu beachten, es rollte wie ein wildgewordenes Orchestrion das überstürzte Tempo dieser Zeit ab.

Doch allmählich verklangen die Töne, das Verebben ließ erkennen, daß es späte Stunde war.

Jetzt weckte die Stille den Reglosen, er riß sich aus seiner dumpfen Betäubung empor, durchteilte die Dunkelheit mit zögernden Schritten, öffnete das Fenster und spähte in die aufsteigende Nacht. Die Häuser gegenüber standen so nahe, als hätten sie sich neugierig herbeigeschoben, man sah in erleuchtete Zimmer, man sah das kleine Schicksal einfacher Menschen, die friedlich regetierten.

Der Mann am Fenster fröstelte, der kalte Wind fegte ihm ins Gesicht und kühlte sein fiebernides Blut. Hastig ergriff er den Mantel, warf die Türe hinter sich ins Schloß, um seiner Einsamkeit zu entfliehen.

Doch die engen Seitenstraßen waren schon menschenleer, nur zuweilen klapperten hohe Absätze vorbei, frierende Mädchen unter Laternen täuschten heißes Leben vor, trugen eine Welle Parfüm und eine enttäuschte Hoffnung von dannen.

Der einsam Wandernde stand still, rastete von der Welt und sich selbst, zog das Taschentuch, barg das Gesicht hinein, als wäre es ein Abschiednehmen.

II.

Ein Fremder kam des Wegs, blickte sich um — ging dann weiter.

. . . . Was kann man mit dem Leid der Anderen beginnen —? was soll man trösten —? Es scheint doch so zwecklos, sich in fremde Schicksale einzumischen! . . . Vielleicht auch hatte der Mann Nasenbluten, der das Taschentuch so krampfhaft vor das Gesicht hielt, oder er war lungenkrank, so war es ratsamer, sich rasch zu entfernen.

Noch immer stand der Reglose in gleicher Gestalt da, und als jetzt das weiße Tuch von seinem Antlitz glitt, sah es aus, als schöbe er die bleiche Maske seines Gesichts in die Tasche.

Das Gesicht aber, das zurückblieb, lächelte, ja es lachte feindlich und heimtückisch, in dem Willen, das Leben nun zu besiegen!

Der Mann schien von jener Laterne an der er lehnte, etwas zu erwarten; denn er stand so beharrlich da wie Einer, der dem Schicksal keinen Schritt mehr entgegengeht und es zwingen will, sich ihm zu nähern.

Die Pelerine seines abgetragenen grauen Mantels umflatterte ihn wie ein düsteres Segel, seine hohe hagere Gestalt schien der Mast, der haltlos im Winde einem rettenden Schiff entgegentreibt. Aber die flutende Welle der nächtlichen Großstadtstraße trug ihm nur Menschen der kleinen Fahrt zu, die sorglos vorüberteiben, als wenn alles nur eine Vergnügungsfahrt sei.

Jetzt schlug eine Uhr mit elf hellen Schlägen. Ein Auto jagte in sausendem Tempo die Straße entlang, es schoß wie mit einem Revolver und stand mit lufteerem Reifen direkt gegenüber dem Wartenden still.

Der Chauffeur sprang ab. Eine Hand in rostbraunem Lederhandschuh faßte aus dem Wagen, dann zeigte sich ein grauer Filzhut und dann wälzte ein hochmoderner Paletot das Auto. Zwischen dem Hut und Paletot war eine heisere Stimme, die fluchte: „Verdammtes Pech!"

„Jawohl —", sagte der Wartende nähertretend, denn er bezog die Worte auf sich.

Der Paletot wies auf den geplatzten Pneu, und eiferte: „Schon der zweite an einem Tag!"

Da er zornig und ratlos war, gedachte er seinen Ingrimm zu entladen, und er wurde ihn gegen den blassen Zufälligen los. „Wo ich keine Sekunde Zeit habe!" lamentierte er weiter, drehte seine unterseite Gestalt behende um die eigene Achse und ließ den modischen Schnitt seines Paletots von hinten sehen.

„. . . Ich habe immer Zeit —" erläuterte der Blasse — „ich mache das Tempo nicht mit."

Das verstand der Andere nicht. „Sie sind Fußgänger," meinte er abfällig, „unsereins hat Konferenzen über Konferenzen!"

Der Chauffeur entledigte sich seines mächtigen Bärenpelzes, brummte und hantierte schnaufend an dem defekten Rad.

„Wie lange kann es dauern?" forschte der dicke Autobesitzer, klemmte das Monokel in die rote Scheibe seines runden Gesichts und begann sich noch stärker aufzuregen.

„Na — zwanzig Minuten, wenn's gut geht . . .", achselzuckte der Chauffeur, und setzte mißgelaunt seine Arbeit fort.

„Verdammt! . . .," murmelte der Rotwangige, „wo kann man so lange hin —?"

Der blasse Große wies ins Ungefähr und sagte: „Ueberall —."

„. . . Sie meinen?" Der Rotwangige betrachtete den anderen skeptisch fragend: „Vielleicht ist ein anständiges Lokal in der Nähe?"

„Vielleicht — —"

Schon hatten die beiden sich in Bewegung gesetzt und schritten wie verabredet fort.

„Ist es weit?" nörgelte der Kleine, denn nicht nur sein Paletot, sondern auch seine spitzen Stiefel waren neu und klemmten ihn.

„Kaum . . .", erwiderte der Fremde, der kein Ziel mehr hatte.

„Schon der zweite Defekt an einem Tage! Was das allein für Spesen sind!" erläuterte nochmals geärgert der Dicke. „Verdammt!" fügte er wieder hinzu, und der Fluch den er gemächlich über die vollen Lippen rollte schien ihn mit seinem Unglück allmählich zu versöhnen.

„Vielleicht ist es von Vorteil, wenn Sie zu spät eintreffen", philosophierte sein sonderbarer Begleiter, der trotz seines abgetragenen Mantels wie etwas Besseres aussah.

„Wieso —?" äugte erstaunt der Kleine.

„Es gibt so etwas wie eine höhere Hand", erklärte der große Fremde, bob die eigene schöne, blasse Hand und ließ sie in der Luft stehen. Der andere, mit dem rostbraunen Lederhandschuh, fuhr über sein rundes, glattrasiertes Kinn. „Ist es noch weit?!" nörgelte er wieder.

„Nicht für mich —," antwortete lakonisch sein Begleiter, „die Luft ist rein, die Straße gerade, warum sollte man nicht geradeaus gehen —."

Jetzt stutzte der Dicke. An so etwas konnte man geraten! Die meisten Menschen waren heute meschugge — Gottlob, er hatte seinen klaren Kopf und einige Zahlen darin, und einige Goldscheine mit baden Zahlen in seiner Brieftasche — er hatte nur eine kleine Panne erlitten, die aber repariere sein Chauffeur.

Plötzlich sah man ein hell erleuchtetes Portal, ein Livrierter stand majestätisch davor, ein grasgrüner Groom hüpfte geschäftig herbei, plapperte: „Guten Abend, die Herrschaften!" und kreiste das ungleiche Paar in die Drehtüre ein.

III.

„— Ach so — —!" stutzte der Kleine, der einen Teil seiner Persönlichkeit mit seinem Paletot in der Garderobe gelassen hatte, während sein Begleiter sich plötzlich als Persönlichkeit präsentierte; zwar auch in etwas abgetragenem Anzug, jedoch mit dem schmalen, scharfgezeichneten Gesicht und der hohen Stirne, wie ein aristokratischer Denker anzusehn.

Es war eigentlich nicht die Absicht des Dicken, hier mit einem Wildfremden eine halbe Flasche Wermuth zu leeren, immerhin war er Weltmann genug, um sich auch in diese peinliche Situation hineinzufinden.

„Na Prost! —" sagte er leutselig, und nahm erst jetzt Gelegenheit, sich zu wundern, wieso der andere anscheinend gerade wartend am Wege stand, als die Panne eintrat.

„So'n Zufall —!" nickte er, sich selbst den Fall erläuternd.

„Der Zufall ist das kleine Schicksal", erwiderte der schlanke junge Mann, der ein wenig übernächtigt aussah, nach diesem angestrengt zerdachten Tag.

„Ne ne", lehnte der Dicke ab, aß eine Schaumrolle und musterte zwei geschminkte Mädchen, die vorüberrauschten.

„Doch!" beharrte der Blasse.

„Wir kennen uns noch gar nicht!" meinte der Kleine, und wollte sich vorstellen, da sein Begleiter doch anscheinend etwas Besseres war.

„Doch!" sagte der andere wieder.

„— Wie — Sie kennen mich?!" erstaunte der Dicke.

„Gewiß", nickte der Blasse. „Ich kenne Sie als Typ —."

„. . . Wie?" ärgerte sich der Kauende, und wischte den vollen Mund, — „das ist doch ein Spaß!"

„Nein," lehnte ernst sein Gegenüber ab, „ich studiere vor allem die dominierenden Typen, denn sie sind der typische Ausdruck einer Zeit."

„Sie sind gut!" lachte sein Gegenüber halb geärgert, halb belustigt, und wußte nicht, ob er jetzt grob werden sollte.

„Die Typen sind unter den Menschen das gleiche, was die Branchen im Geschäftsleben sind", versuchte der Blasse ihn zu belehren.

„Ich bin in vielen Branchen zu Hause!" belehrte ihn seinerseits der Dicke, entzündete selbstgefällig eine große Zigarre und blinzelte die geschminkten Mädchen an.

„Und Sie fühlen sich in diesen Branchen wohl?" forschte der junge Mann.

„Ich kann nicht klagen", lehnte der Dicke ab, leerte sein Glas und trommelte auf die Tischplatte.

„Sie können nicht klagen . . .," wiederholte der andere, „Sie machen sich wohl keine Gedanken —."

„Keine zwecklosen!" entgegnete hart der Autobesitzer, zupfte seinen großkarierten Anzug zurecht und schien mit seiner Antwort beweisen zu wollen, daß er ein Mann der Tat sei.

„. . . Und nun haben Sie am späten Abend noch immer Geschäfte," beharrte der Blasse mit einer intensiven Neugierde, „was tun Sie da zum Beispiel?"

„Wie meinen Sie das!" nörgelte nervös der Karierte, „ich bin kein Schwätzer, ich handle — ich kaufe was, ich verkaufe was, ich gründe was, — kurzum . . ."

„Das möchte ich auch!" überlegte sein Gegenüber, „ich möchte mich gern umstellen!"

„So," nickte gönnerhaft der Kleine, „was können Sie denn? Was sind Sie denn?"

„Heute ist wohl keiner mehr das, was er eigentlich ist, und jeder wird zu einem anderen," meinte elegisch der Blasse, „. . . ich war ein anständiger Mensch mit einigem Wissen", bekannte er, als spräche er zu sich selbst, „die Anständigkeit hat sich als Ballast erwiesen . . ."

„Sprechen Sie Sprachen?" forschte der Kleine nach einigem Schweigen. . . . „Vielleicht Hoteldirektor oder Beamter in einem Reisebureau — Sie haben doch die große Figur — allerdings müßten Sie sich die Haare anders kämmen."

„Sie meinen?" interessierte sich der Blasse strich sich die farblosen Haare zurück und dachte seiner eigenen Karriere wie der eines Fremden nach.

„Es ist alles Sache der Konjunktur", tröstete ihn der Dicke, zog die Brieftasche, tarierte nochmals den abgetragenen Anzug seines sonderbaren Begleiters und meinte, die Zigarre im Munde: „Ich darf Sie doch einladen?"

(Fortsetzung folgt.)

„Die Hunde sollen zahlen, bis sie blau werden!"

Wilhelm, der Volksbeglücker

Daß keiner der preußischen Landesväter im Eintreiben von Steuern prüde war, ist keine neue Entdeckung. Aber so skrupellos sie auch in der Wahl ihrer Mittel waren, aus dem Volke das „Nötige" herauszuziehen — und besonders verstand der beliebte Friedricus Rex in dieser Beziehung sein Metier! — einsichtiger und besser orientiert über Nationalökonomie als Wilhelm der Letzte waren alle. Es ist noch keine fünfzehn Jahre her, da äußerte Wilhelm II. beim Gespräch über Steuern: „Steuern müssen sie zahlen, bis sie schwarz werden!" Ein Hofmann aus seiner vertrautesten Umgebung, dem wir den Wortlaut dieses Herzenswunsches verdanken bemerkt, daß nach Wilhelms Auffassung das Volk alles zu zahlen habe, was nötig ist, und daß es Sache der Minister sei, auf irgendeine Art die Mittel aufzutreiben.

Im April 1907 sprach der damalige Kaiser von dem neuen Flottengesetz, mit dem er das Parlament absolut hereingelegt habe. Sie (die Reichstagsabgeordneten) wären sich bei der Annahme des Gesetzes über die dehnbaren Konsequenzen absolut nicht klar gewesen, denn dieses Flottengesetz bestimme, daß bewilligt werden müsse, was er nur irgend verlange. Schon im Winter 1906/07 wäre der Zentrumsparteiführer Erzberger gekommen, und das Zentrum hätte ihm eine ganze Linienschiffsdivision angeboten, wenn er nur auf dies Flottengesetz verzichtete. „Ich dankte sehr," fuhr Wilhelm II. fort, „denn gerade mit diesem Flottengesetz bekomme ich alles — jede Linienschiffsdivision, die ich haben will. Das ist ein Korkenzieher, mit dem ich die Flasche unter allen Umständen aufziehen kann. Mag auch der Schaum bis an die Decke spritzen! Die Hunde sollen zahlen, bis sie blau werden! Jetzt habe ich sie völlig in der Hand, und keine Macht der Welt soll mich davon abhalten, so viel herauszuziehen, als möglich ist!"

Die schönsten Grotten

Die Grotten von Cacahuamilpa, die nicht weit von der Stadt Mexiko liegen, sind nach dem Urteil eines französischen Reisenden die schönsten Grotten der Welt. Lange Zeit waren sie unbeleuchtet, denn eine Sage umgab sie mit Grauen und Furcht. Man sagte, daß sie von dem Geist des Bösen bewohnt wären und daß jeder, der sich in diese Höhlen hineinwage, sofort sterben müsse. Im Jahre 1833 soll nun zwei ein Verbrecher, der sich seinen Verfolgern entziehen wollte, in die Grotten eingedrungen sein, und als er zurückkehrte, erzählte er von den Wundern, die er entdeckt hatte. Die Umwohnenden wollten nun auch diese Herrlichkeiten kennen lernen und drangen in die Grotten ein, ohne weiter von dem Geist des Bösen belästigt zu werden. Die Grotten enthalten zahllose Gänge, die eine Reihe von riesigen Sälen miteinander verbinden. Diese Räume haben nun nach den charakteristischen Formen ihrer Kristallbildungen Namen erhalten: so gibt es einen „Fontänensaal", einen „Orgelsaal", einen „Saal der Kanzel" usw. Gewaltige Säulen ragen empor und strahlen im Glanze tausendfach gebrochenen Lichtes, während der Boden mit bunten Edelsteinen gepflastert zu sein scheint. Wenn das Licht der Sonne die Grotten bereits verlassen hat, dann ruft es an den Felsen, Wänden und Nischen noch die phantastischsten Farbenspiele hervor und taucht diese einzigartigen Gesteinsbildungen in eine märchenhafte Stimmung von Schimmer und Glanz.

Nächtliche Löwenbesuche

Der Leopard unterm Bett

Aus Nairobi, der Hauptstadt der Kenja-Kolonie, wurde kürzlich berichtet, daß zwei hungrige Löwen in ein Haus mitten in der Stadt eingebrochen sind und ein paar in einer Stallung befindliche Ochsen zerfleischt und zum Teil verspeist haben. Das Haus lag in einer der Hauptverkehrsstraßen, und dieser nächtliche Löwenbesuch stellt wohl die kühnste Leistung dar, die sich der König der Tiere gegenüber der modernen Zivilisation erlaubt hat. Aber ähnliche Löwenbesuche sind in Ostafrika nichts Seltenes, wie ein Bewohner von Nairobi erzählt. Er selbst hörte des öfteren das dumpfe Schnauben von Löwen um das Haus herum, in dem er wohnte, und an einem frühen Morgen kam der Lärm der Bestien so nahe, daß er und seine Mitbewohner in den Schlafanzügen heraussprangen und auf dem mit hohen Drahtgittern umgegebenen Platz in der Nähe tatsächlich einen Ochsen mit gebrochenem Hals fanden, während die blutigen Glieder von zwei anderen, die der Löwe zerrissen hatte, noch zum Teil in dem Stacheldraht des Zaunes steckten. Man fand die Spur eines Löwen auf den Beeten der Hausgärten. Aber nicht nur mit nächtlichen Löwenbesuchen muß sich der Bewohner von Nairobi abfinden, sondern noch viel keckere und gefährlichere Besucher sind die Leoparden, die sich weder von Wachthunden noch Menschen in ihren kühnen Raubzügen stören lassen. Man hat schon öfters in Nairobi Hunde gefunden, die von Leoparden des Nachts zerrissen waren. „Vor einigen Jahren," schreibt der Verfasser, „fand eine Frau, die mitten im Zentrum der Stadt lebte, in ihrem Schlafzimmer einen merkwürdigen Gast. Als sie gegen Abend hineinkam, bemerkte sie in dem Schatten unter dem Bett etwas, das wie ein langes Seil aussah. Sie deckte zunächst an eine Schlange. Aber in dem nächsten Augenblick sah sie einen Leoparden unter dem Bett liegen, der sie mit wilden Augen anblickte. Es war das Schwangende des Tieres, das sie zunächst bemerkt hatte. Trotz ihres Schreckens besaß sie Geistesgegenwart genug, um die Türe zuzuschlagen und abzuschließen. Da das Schlafzimmer zu ebener Erde lag, so war es möglich, dem eingedrungenen Räuber durch einen wohlgezielten Schuß durch das geschlossene Fenster den Garaus zu machen."

Schändliches Spiel mit Menschenleben

Um einer jungen Schauspielerin Miß Rosalie Gordon, das Leben zu retten, mußte ein Flieger Fred Loon zu Houston in Texas tausend Meter über dem Erdboden aus seinem Flugzeug in ein anderes springen. Die Bewohner des wilden Westens messen nun einmal die Kunst mit anderem Maßstab als wir hier diesseits des großen Teichs, und sie wollten durchaus sehen, wie ihr Stern, Miß Gordon, aus der Schauspielerberühmtheit in eine noch größere sprang, was durch den Sprung aus einem Flugzeug geschehen sollte. Immerhin gestattete man ihr einen Fallschirm zu benutzen. Da hing sie nun unter dem Flugzeug und war zum Absprung bereit. Über die Leine des Fallschirms hatte sich irgendwie in der Flugmaschine verwickelt, und so verzögerte sich der Sprung. Die Einwohner von Houston fingen bereits an, ihr Urteil über die Eigenschaften von Miß Gordon als Schauspielerin einer Revision zu unterziehen; da erschien Mr. Loon als rettender Engel. Um rechten Augenblick tat er den Sprung aus seinem eigenen Flugzeug in das andere, so daß die guten Leute von Houston den ersehnten kalten Schauer im Rücken spürten. Daß Loons Maschine, die nun eine kurze Strecke ohne Führer weiterflog, schließlich mit der Nase direkt in die Zuschauermenge stürzte, es hätte nur noch die Sensation. Es fehlte nicht viel, so wären ein paar hundert Menschen in der Panik umgekommen; glücklicherweise ging es mit einer Anzahl von Verletzten ab. Der Jubel kannte keine Grenzen, und er verstummte auch nicht, als man sah, wie Loon oben in der Luft arbeitete, um Miß Gordon ins Flugzeug zu ziehen, was ihm auch schließlich gelang. Als sie wieder auf die Erde kamen, huldigte man Miß Gordon für den schönen Nachmittag und trug sie jubelnd in die Stadt, wo sie gebührend gefeiert wurde.

Die 20 km-Rakete

Der amerikanische Gelehrte Dr. Robert H. Goddard, der vor vier Jahren seinen Plan ankündigte, eine Rakete nach dem Mond abzuschießen, wird jetzt den ersten Versuch in dieser Richtung ausführen. Freilich ist die von ihm herzustellte Rakete noch nicht imstande, die etwa 400 000 Kilometer zurückzulegen, die der Mond von der Erde entfernt ist. Er muß sich vorläufig mit einer Rakete begnügen, die 20 Kilometer hoch geschleudert werden soll. Im „New York Herald" kündigt der Gelehrte an, daß er im August seine Rakete abschießen wird, die mit einer Reihe von Explosionsstoffen geladen ist, die sich in bestimmten Abständen während des Fluges selbst entzünden und dadurch ihre Aufwärtsbewegung durch die Luft verstärken sollen. Er glaubt, wenn es ihm gelingt die Rakete erst 20 Kilometer hoch zu schießen, daß er sie dann allmählich bis auf den Mond bringen wird.

Verantwortliche Redakteure für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Alfred Müller-Heyp; für Groß-Berlin u. d. übr. Teil d. Blattes: i. V. Julius Michaelis; für den Inseratenteil: Paul Grün; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.